

HERDFLAMMEN

BALTISCHES HAUS- UND JUGENDBLATT.

Bezugspreis: Für ein Vierteljahr: 100 Mk. Ausland 110 Gml., Deutschland 1,25 Gldmk., Lettland 75 Rbl.
Die Leitungen der deutschen Schulen in Estland und Lettland erhalten bei Sammelbestellung und Verendung an eine Adresse auf je 5 Bestellungen ein Freieremplar.
Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenpalte 2 Mk. (Ausland 3 Mk.; 2 Rubel).
Schriftleitung: Kellin, Kleine Straße 11.
Geschäftsstelle: Revaler Boie, Reval, Raderstr. 12.

Erscheint
zweimal monatlich.

Einzelnummer 20 Mk.
Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein. Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben. Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen und Änderungen vorzunehmen. Einwendungen ohne Angabe von Schriftbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 10

Reval, 1. August 1926

3. Jahrgang

Man lehre die Menschen wieder zu spielen, edle einfache und kraftvolle Spiele, und man wird im Kampfe gegen den Geist der Langweile, der Unzufriedenheit und des Lebensüberdrusses ein gut Stück vorwärts gekommen sein.
Erich von Schrenck.

Angewandte Tonkunst.

Aus den Erfahrungen einer Musiklehrerin.

Von Elisabeth Goerde.

Vor etwa zwei Jahrzehnten wurde das Wort „angewandte Kunst“ geprägt, und Scharen von Dilettanten ließen das nutzlose Bildchenmalen sein, um sich kunstgewerblich auszubilden. Sollte etwas Ähnliches nicht auch auf musikalischem Gebiet möglich sein? Wer kennt nicht die ungezählten „Klimperlinge“, die täglich auf den Nerven ihrer Mitbewohner herumhämmern und es zu nichts Erfreulichem bringen! Ich glaube, aus all diesen Klavierquälern und -gequälten könnten brauchbare Spieler werden — bei einer anderen Art des Unterrichts. Sind wir Musiklehrerinnen uns immer darüber klar gewesen: Was gebe ich neben der Spieltechnik dem Schüler fürs Leben mit? In den meisten Fällen haben wir ja nicht angehende Künstler, sondern kleine Talentchen vor uns. Wie weit bringen wir diese? Leider reicht die Zeit nicht immer, um das vorgenommene Repertoire gediegener Musikstücke einzüben, die Angehörigen des Schülers verlangen aber — und meiner Meinung nach mit vollem Recht — frühzeitig schon praktische Anwendung des Gelernten, und da habe ich es oft erlebt, daß selbst jogenannte Vorgeschnittene kläglich versagten. Einige Beispiele aus meiner eigenen Erfahrung: Ein mit Klavier spielenden Töchtern gesegneter, aber musikalisch nicht sonderlich gebildeter Vater wollte sich in traulicher Dämmerstunde ein deutsches Volkslied vorspielen lassen, — aber siehe da — keine der Musikbesessenen brachte es fertig, ein kleines Lied in schlichtem Tonsatz nach dem Gehör auswendig zu

spielen. „Das haben wir nicht gelernt“ hieß es. Ärgerlich rief der Vater: „Da nehmt ihr nun jahrelang die teuren Klavierstunden und übt täglich Tonleitern, Etüden und Sonaten, aber wenn ihr eure Kunst einmal anwenden sollt, dann könnt ihr nichts!“ Ein anderes Bild: In unserer kleinen Stadt sollten die Honoratiorentöchter zu einem Wohltätigkeitsfest einen Altwiener Walzer im Kostüm tanzen, und das junge Frä. A. wird gebeten, die Musik zu übernehmen. Aber — o weh, sie spielt die schmeichelnden Walzerweisen so langweilig und kraftlos herunter, daß die Tänzer fast ein Gähnen befallt. Zur nächsten Probe bittet man Frä. B. Diese spielt zwar kraftvoll — ach, allzu kraftvoll — und taktfest, aber der weiche Rhythmus ist zum feelenlosen Gehämmer geworden. Frä. C. endlich spielt zwar ausdrucksvoll und schmachtend, doch auch ihr fehlt der rechte Schwung. Ja, was wollen Sie? Wir sind keine Tapeusen! In der Klavierstunde lernt man doch nicht Tänze spielen! „Leider!“ fügte ich leise hinzu, und meine drei Klavierschülerinnen erlebten eine Überraschung. Jede bekam statt der Mozartsonate einen modernen Operettenwalzer zu üben, und ich ruhte nicht eher, als bis er so gespielt wurde, wie ein Walzer klingen muß: beflügelnd, fortreizend, schwärmerisch-feurig, daß dem Hörer die Füße zucken... Ein andermal erlebte ich, daß zu einer schlichten Hausstrauung ein Kirchenlied gespielt werden sollte und die Klaviervertraute Hausdöchter wieder versagte. Nie hatte sie ein Choralbuch vor Augen gehabt, der vierstimmige Satz verwirrte sie, und sie spielte derart unsicher, daß die schöne Melodie, die den Gesang tragen sollte, zum kläglichem Gestotter und Gefäusel wurde. Da erinnerte ich mich meiner alten ersten

Klavierlehrerin, die mich bereits im zweiten Lehrjahr oft recht mit dem mühsamen Choralespielen geplagt hatte. Sie hatte die ungemein gehörsbildende und das Notenlesen übende Eigenschaft des Choralspiels erkannt und verlangte, daß ihre Schülerinnen einige der gebräuchlichsten Kirchenlieder auswendig spielen konnten, was uns später oft zu statten kam. Überhaupt war meine Lehrerin trotz ihres Künstlerstums ein sehr praktisch veranlagter Mensch, der jeder Schülerin das für ihre Begabung und Umgebung Passende mitzugeben wußte. Frühzeitig gewöhnte sie uns daran, vor Zuhörern zu spielen. Nichts war ihr verhaßter, als die oft gehörten Redensarten: „Ach, ich kann nicht vorspielen, ich rege mich so auf!“ Oder: „Ich habe nichts eingeübt, ich kann nichts auswendig.“ Großen Wert legte sie auch auf das jetzt fast aus der Mode gekommene Vierhändigspielen, das die Anpassungsfähigkeit so sehr fördert und zum Begleiten anderer Instrumente erzieht. Erlebt man es doch oft, daß selbst recht gewandte Spielerinnen sich höchst ungeschickt anstellen, wenn sie eine Geige oder Singstimme begleiten sollen. In dieses Kapitel gehört auch die Übung im Notenschrei-

ben. Ich habe oft Dilettantenchöre geleitet und war stets erstaunt darüber, daß den meisten Sängern das Ausschreiben der Stimmen so sauer wurde. Mit vieler Zeitverschwendung wurden da meist recht schlecht leserliche Noten hingekritzelt. Meine Schülerinnen besaßen dagegen alle eine recht große Gewandtheit im Notenschreiben, weil ich wieder dem Beispiel meiner alten Lehrerin gefolgt war, die schon im ersten Lehrjahr das Notenschreiben üben ließ. Auch flocht sie in ihre Unterrichtsstunden, soviel es die Zeit erlaubte, kleine theoretische Hinweise ein, ließ Musikstücke analysieren und nach Diktat aufschreiben. Merkwürdigerweise wird diese Grammatik der Musik von den meisten Dilettantenlehrerinnen vernachlässigt, ja, ich habe oft Spielerinnen angetroffen, die bereits selbst Klavierunterricht erteilten, ohne eine Ahnung von Harmonielehre zu haben. Besonders aber wies meine Lehrerin auf das Klavierspiel der Knaben hin und meinte, ganz mit Unrecht befreite man „die armen Jungen, die ohnehin schon so viel lernen müssen“, vom Klavierunterricht. Sie pflegte zu sagen: „Es genügt schon, wenn ein junger Mann bloß wenig mit dem Klavier um-

Feuilleton.

Das Märchen vom Rickele Grünschopf.

Von Elisabeth Goerde.

Es war einmal ein besonders lustiges Jahr, da schien die liebe Sonne schon im Februar alle Tage, und die Leute gingen jeden Abend auf den Fasniching. Das tat auch Rickeles Mutter. Die war eine hübsche runde kleine Frau und konnte stundenlang lachen. Einmal hatte sie eine altmodische graue Jacke, deren Schöße hinten weit abstanden, über einen schwarzweiß punktierten Rock gezogen und eine knallrote gehäkelte Kaffeemütze mit vielen Zacken aufgesetzt und war damit auf den Tanzboden gegangen. Dort hatte sie in allen Ecken Kratzfüße gemacht und dazu laut gekahkelt: Tatatata, tatatata! wie eine Henne, die eben ein Ei gelegt hat. Das war so komisch, daß alle Leute sich krüppelig lachen wollten. Am andern Tage aber hatte sie einen runden kleinen Jungen, dessen Kopf war rot wie ein Osterei. Er bekam den Namen Erich und wurde Rickele gerufen. Zur Taufe kam seine Großmutter, von der man sagte, daß sie hezen konnte. Die besah das rote Haarköpfchen des kleinen Jungen und sagte: „Ein Mensch mit rotem Haar hat entweder ein sehr böses oder ein ganz besonders gutes Herz.“ Da beschloß Rickeles Mutter, ihn zu einem besonders guten Menschen zu erziehen und lehrte ihn, den lieben Gott, Menschen, Tiere und Blumen liebhaben.

Bald zeigte es sich, daß der Rickele wirklich ein gutes Kind war. In der Schule war er zwar kein Musterjünger, denn er hatte immer den Kopf voller Schnurren, aber er machte keine bösen Streiche und war auch ein verträglicher Kamerad. Er neckte die

kleinen Mädchen nicht, sondern half ihnen über die Gräben springen, wenn sie das mit ihren kurzen Beinen nicht konnten, und wenn ein Kind kein Frühstücksbrot hatte, gab er ihm feins ab. Auch alle Tiere hatten den Rickele gern, die bösesten Hunde ließen sich von ihm streicheln, und er brauchte nur die Hand auszustrecken, dann kamen die gemütlichen bunten Katzen und machten ihm ihre drolligen Bücklinge. Sogar die Bäume schienen ihn zu lieben, weil er nicht, wie die andern Kinder, ihre Rinde mit dem Messer zerschneidete, und warfen ihm ihre schönsten Äpfel herunter. Kurz, alle Welt war dem Rickele gut, schon weil er niemals verdrießlich war und ebenso herzlich lachen konnte, wie seine Mutter. Wenn man ihn Rickele Rotschopf rief, meinte es niemand böse. Der Rickele hatte aber ganz besondere Augen, mit denen er Welt und Menschen anguckte, große runde braune Augen, die überall etwas zum Lachen entdeckten. Wenn der alte Briefträger über die Gasse getraut kam, fand Rickele, daß sein zerknülltes altes Gesicht mit der überhängenden dünnen Oberlippe genau so zerfnautsch und ledern ausah, wie seine alte, abgetweckte Briefstasche mit dem schlappen Deckel, und das erschien dem Rickele immer ganz fürchtbar komisch. Er spottete aber nie über den alten Mann, denn dieser war sein Freund, sondern er freute sich nur ganz still über das lustige lederne Gesicht des Briefträgers. Und wenn der Rickele die alte Ottilie, die nicht mehr so ganz klar im Kopf war, abends über die vom Straßenkehrer zusammengelegten hartgefrorenen Müllhaufen stelzbeinig wie eine alte Krähe klettern sah, wollte er sich hinter seinem Fenster heimlich ausschütten vor Lachen. So oft er aber den dicken Herrn Nachbar sah, entdeckte er auch stets, daß ein großer klarer Tropfen an der gewaltigen bläulichen Nase des ewig verschmupften Herren hing und wie ein Edelstein in allen Farben in der Sonne glitzerte. Der Rickele nannte den

zugehen weiß, z. B. nimmt ein solcher Student unter den Kommilitonen stets eine bevorzugte Stellung ein.“ Darum plagte sie ihre Schüler — es gab solche, die sich als Fünfzehnjährige zum erstenmal ans Klavier setzten — nicht viel mit Fingerringen und vorchriftsgemäßer Handhaltung, sondern brachte die derben Bubenspäuste nur soweit, daß sie eine Anzahl Volks- und Kommerslieder richtig vom Blatt spielen konnten. Ich glaube, die Meisten haben es ihr gedankt, und die kleine Bekanntschaft mit dem Klavier hat manchen jungen Mann vor Abwegen in müßigen Stunden bewahrt. Endlich möchte ich noch als Gegenbeispiel zu den „unbrauchbaren“ Dilettanten ein junges Mädchen aus meiner Bekanntschaft anführen, das sein sehr bescheidenes Können in nachahmenswerter Weise anwandte. Trotz ihrer geringen Technik konnte sie frisch und fröhlich den Gesang ihrer kleinen Geschwister begleiten, ein Tänzchen spielen und bei Familienfesten die nötige Musik übernehmen, während die begabtere Schwester sich über „solches Geflimper“ erhaben dünkte und nur mit dem Vortrag schwieriger Musikstücke glänzen wollte. Gewiß sollen wir jeden Schü-

ler so weit als möglich bringen. Nichts ist herrlicher, als edle, wahrhaft künstlerisch geübte Hausmusik. Mein einstiger Lehrer Professor Rudolf Maria Breithaupt sagte einmal: „Die wahre Musik ist nicht die der Virtuosen im Konzertsaal, sondern die Hausmusik guter Dilettanten.“ Ich glaube, nur ausnahmsweise gelingt es uns Lehrenden einzelne hochbegabte Schüler zur Höhe des Künstlerturns zu führen, — zumeist werden und sollen wir Hörer, Musikgenießer heranbilden, und das ist nicht wenig. Jeder, der nicht gerade taub oder stotzumusikalisch ist, kann Musik mit Verständnis hören lernen; das habe ich an einer sogenannten unmusikalischen jungen Dame erprobt, der ich systematisch die bekanntesten Meisterwerke von den Klassikern bis zu den Modernen vorspielte und erläuterte. Sie hat nach dieser Einführung Konzerte, die ihr früher höchst langweilig waren, mit vieler Freude besucht. Vor allem aber sollten wir sorgen, daß auch die bescheidensten Spieler unseres Schülerkreises ihr Können im Dienst ihrer Mitwelt anzuwenden vermögen. Erst dann hat ihr Spiel und unser Unterricht den rechten Wert.

Nachbarn deshalb heimlich den Karfunkelfönig. Einem kleinen Mädchel, das eine drollige ungeschickte Sprache hatte, gab er den Namen Kartoffelmüdel. Er rief die Kleine aber niemals so, denn das hätte ihr wehgetan; bloß seiner Mutter erzählte der Nিকেle von all den lustigen Namen, die er für die Leute hatte, und daß er das Leben überhaupt so furchtbar lustig fände. Schnurren erzählen konnte er wie kein zweiter, und aus dem Plappern kam er oft den ganzen Tag nicht heraus. Dann sagte die Großmutter zu seiner Mutter: „Über liebe Tochter, ich glaube, du hast dem Jungen, als er in der Wiege lag, statt Milch, Plapperwasser zu trinken gegeben!“ Doch die lachte nur mit ihrem Sohn, daß die ganze kleine Stube schallte. Abends, wenn die Schulaufgaben gemacht waren, nahm der Nিকেle sich ein Tuch um und stelzte mit einwärts gerichteten Füßen genau wie die alte Ottilie einher oder er sprach mit nieselnder Stimme ganz wie der Herr Nachbar. „Der wird ein Komödiant!“ sagte die Großmutter, und die Mutter meinte: „Warum auch nicht?“ Auf eine hohe Schule konnte sie ihn nicht bringen, denn sie hatte wenig Geld, und Nিকেles Vater war längst in die weite Welt gegangen. Da mußte der Junge sich schon selbst weiterhelfen, so gut es ging. Oft trieb der Nিকেle auch recht ausgelassene Pöffen, buk am ersten April Schokoladenplätzchen aus Erde und Pfützenvasser, ließ sie an der Sonne trocknen und gab sie seinen Kameraden zu essen. Oder er brummte in einer besonders langweiligen Schullstunde wie ein eingesperrter Maulfäßer, so daß der Lehrer den sechsbeinigen Störenfried zu suchen anfing. Dann drohten die Herren Lehrer dem Nিকেle wohl mit dem Finger oder auch mit dem Haselstock, aber böse sein konnte ihm niemand, selbst dann nicht, wenn der Schlingel plötzlich auf ein Haar wie der Herr Rektor die Hände auf dem Rücken, ein bißchen krumm, den Mund zugespitzt, mit halbzugekniffenen Augen und

langen Storchschritten über den Schullhof spazierte. Da mußten alle lachen, sogar der Herr Rektor selber, und die Leute meinten: Der Nিকেle kann eben nichts dafür, daß er so besondere Augen und Ohren hat und überall etwas zum Lachen entdeckt. Die Großmutter schüttelte freilich den Kopf und sagte: „Nিকেle, Nিকেle, immer bloß lachen tut nicht gut, das Leben ist eine ernste Sache.“ Aber das wollte der Nিকেle nicht glauben. Einmal, als er schon in dem Alter war, wo die Kinder anfangen vernünftig zu werden, nahm die Mutter ihn in die Kirche mit. Da stand ein fürchterlich dicke Pfarrer auf der Kanzel, dem schien das Predigen so viel Mühe zu machen, daß er nach jedem Satz keuchend Atem schöpfen mußte und jedem Wort ein verschmaufendes sss nachschleppen ließ. Was er sagte, war gewiß gut und schön, denn die Leute hörten respektvoll und andächtig zu, und keinem fiel es ein, die Sprache des Pfarrers komisch zu finden. Aber dem Nিকেle klang sie so unsagbar spaßhaft, daß er auf nichts anderes achtete und während der ganzen Predigt leise in sich hineingemiddorte. Die Mutter gab ihm schon einen gelinden Schwindlerling mit dem Ellbogen, daß er still sein sollte, aber er wollte nicht aufhören zu lachen. Endlich kam das Amen, und der Pfarrer sagte, indem er sich den Schweiß wischte: „Lasset-sss uns-sss beten — sss-pfff-fach-sss!“ Genau wie die Lokomotive vom Klingelbähnle draußen, wenn sie nicht mehr weiter konnte. Da bezwang der Nিকেle seine Lachlust nicht länger, sondern prustete laut in seine vorgehaltene Mütze hinein und hustete, keuchte und schluchzte derart vor unbändigem Lachen, daß seine Mutter ihn aus der Kirche führen mußte. Als die Großmutter davon hörte, sagte sie: „Du übermütiger Bengel, weil du in der Kirche gelacht hast, wird grünes Gras aus deinem Kopfe wachsen, daß die Leute über dich lachen werden!“ Bald darauf starb die Großmutter, von der man sagte, daß sie

hexen konnte, und — o Schrecken — das rote Kraushaar des Nickele fiel aus, und aus seinem Kopfe sproßte wahrhaftig feines grünes Gras. Da machte der Nickele zum erstenmal im Leben ein ernstes, nachdenkliches Gesicht und hat seine Mutter, ihn doch gleich rutzefahl zu scherem, denn er schämte sich gewaltig. Das Scheren half aber nicht viel. Schon über Nacht war wieder ein Schimmer zu sehen — grün wie Winterroggen. Von nun an riefen die Leute nicht mehr Rotschopf, sondern Nickele Grünschopf, das gefiel ihm gar nicht. Mit den Jahren war der kleine Nickele ein langer Laban geworden und ging in die Welt hinaus, Arbeit und Glück zu suchen. Das war wieder eine sehr lustige Sache, und der Nickele hätte das Leben ganz herrlich gefunden, wenn nicht die Sorge um seinen grünen Kopf gewesen wäre, den er immerzu scherem mußte. Einmal war er nach besonders langer Wanderung in einem Gasthaus in der Stadt eingekehrt und so müde, daß er eine Nacht, einen Tag und wieder eine Nacht verschlief. Die Wirtleute glaubten schon, er sei mausetot, und als sie endlich mit Gewalt die Tür aufmachten, fanden sie den langen Keil gestiefelt und gespornt im Bette schlafend. Von seinem Kopfe aber starrten dicke Grasbüschel und ringelten sich lange grüne Schlingpflanzen, die waren sogar durch seinen Hut gewachsen den er noch auf hatte. Von dem Geschrei der zusammengelaufenen Leute fuhr der Nickele aus dem Schlaf und stand nun ganz dummnäßig und knieschlottrig da mit dem Hute, den die Grünzeugwurzeln durchbohrt und hochgehoben hatten, noch über dem Kopfe. Mit offenen Mäulern starrten die Leute diese komische Gestalt an. Dann trat ein großer Mann in bunter Weste näher, befühlte vorsichtig das Grünwerk, und als er gesehen, daß es richtig angewachsen war, sagte er zu den Leuten: „Rufsch! Da ist nichts zu lachen!“ und zum Nickele: „Du bist das achte Weltwunder. Dich kann ich brauchen. Komm mit auf den Jahrmart, da lasse ich dich für Geld sehen, und wir beide werden reiche Leute.“ Das gefiel dem Nickele recht gut, denn für die Jahrmärkte hatte er immer eine große Vorliebe gehabt. Der Mann, der ihn mitnehmen wollte, war obendrein noch Führer einer Komödiantentruppe, und da war der Nickele erst recht in seinem Element. Bald wurde er der Glanzpunkt der Truppe, denn außer seinem Blätterhaar hatte er ja noch die Gabe, die Leute nachzuahmen und seine Stimme zu verstellen. Das machte allen Zuschauern heillosen Spaß und ihm anfangs auch. Aber bald hatte er das ewige Herumfahren und Belachtwerden satt, auch war es geradezu lästig, daß er das Grünhaar niemals abscheren durfte, denn das hatte der Komödiantenführer streng verboten. Wollte der Nickele Geld und gutes Essen haben, so mußte er den häßlichen Grünschopf mit samt dem Spottnamen wohl oder übel weitererschleppen. Die Gräser und Schlingpflanzen hingen ihm nun schon fast bis auf die Erde hinab. So kam es, daß der Nickele oft beim lustigen Komödienpielen wohl den Mund zum Lachen verzerrte, aber ganz traurige Augen hatte. Das sah von den Zuschauern wohl niemand, denn die

meisten Menschen haben kalte Herzen und kummern sich nicht darum, ob einer traurige Augen hat. Einmal spielte die Truppe auch in einer großen Stadt, wo eine Prinzessin wohnte. Die war eigentlich gar keine richtige königliche Prinzessin, aber sie wurde so genannt, weil ihr Vater ungeheuer reich war und sie alles tun und haben durfte, was sie wollte. Weil sie so sehr reich war und ein schönes Haus hatte, kamen viele Freier zu ihr, aber sie sagte: „Alle diese feinen Herren wollen bloß mein Geld haben; mein Herz kennt keiner und begehrt keiner. Aber ich will nur einen Mann, der bloß an mein Herz denkt und den ich liebhaben kann!“ Und darum wies sie alle Freier ab. Eines Tages fuhr auch die Prinzessin zur Jahrmarktskomödie, wo der Nickele seine Fagen machte. Er grinst und schwadronierte und wackelte mit seinem grünen Schopf, und die Leute lachten und stampften, klatschten in die Hände und riefen: „Bravo, Nickele Grünschopf!“ Aber die Prinzessin allein sah, daß er traurige Augen hatte, denn sie besaß ein warmes gutes Herz und wußte gleich, wo es jedentwehrt. Nach dem Spiel ließ sie den Nickele zu sich rufen, und er mußte ihr erzählen, wie er zu dem grünen Schopf gekommen war. Da sagte sie: „Das war gewiß nicht recht, daß du in der Kirche gelacht hast, aber deine Großmutter war gar zu böse, und ich glaube, du bist genug gestraft. Gätt'ich die Macht, dir dein grünes Haar wieder wegzuzaubern, ich tät es auf der Stelle, denn du tußt mir von Herzen leid!“ Dabei strich sie mit ihrer feinen Hand dem Nickele über den gesenkten Kopf und — siehe da — von dem warmen Mitleid der Prinzessin wurden die grünen Ranken plötzlich weß und dürr und fielen ab. Im gleichen Augenblick aber bedeckte sich Nickeles Kopf wieder mit richtigem Haar, das schön goldvot in der Sonne glänzte. „Ach du liebes fremdes Mädchen,“ rief der Nickele und fiel auf die Knie, „was hast du für ein gutes Herz! Ich weiß zwar nicht, wer du bist, aber bei dir wollt' ich bleiben bis ans Ende meines Lebens!“ „Das sollst du auch,“ sagte die Prinzessin, nahm seinen Arm und führte ihn in ihre schönes Haus. Dort sprach sie zu ihren Eltern: „Dieser wird mein Mann, denn er hat mein Herz erkannt und ich hab' ihn lieb.“ Bald darauf wurde die Hochzeit gefeiert, und als der Nickele seine liebe Braut im weißen Kleid und Schleier vor sich stehen sah, stach ihn vor Glück der Haber und er sagte: „Ach, du liebe Prinzessin, was hast du für eine komische kleine Nase! Die guckt ja in die Luft, als wollt' sie den Regen auffangen!“ Die Nasenspitze der Prinzessin war nämlich wirklich ein wenig nach oben gebogen, das schadete ihrer Schönheit aber durchaus nicht. Da drohte sie ihm mit dem Finger: „Du Schlingel, willst du wieder Nickele Grünschopf werden? Eine Braut ist eine ernsthafte Sache, und wir treten gleich in die Kirche!“ Aber sie lachte dazu und gab ihm einen Kuß, denn sie wußte, der Nickele hatte gelernt, im Leben das richtige Maß zu halten und zu rechter Zeit auch ernsthaft zu sein. Darum wurden auch die beiden sehr glückliche Leute, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.